

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

DRITTER BAND

1958/59

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

REINHOLD SCHNEIDER

13. 5. 1903 — 6. 4. 1958



Reinhold Schneider

Gedenkworte für

REINHOLD SCHNEIDER

von

Werner Bergengruen

Reinhold Schneider, am 13. Mai 1903 in Baden-Baden geboren, starb in Freiburg am Ostersonntag 1958. Als die äußere Ursache seines plötzlichen Todes mag ein Unfall registriert werden. Aber wer ihn und sein Werk kennt, der weiß, daß dies Leben in einem höheren Grade, als sich das von einem jeden menschlichen Leben sagen ließe, auf den Tod angelegt war.

Reinhold Schneider hat den eigenen Tod hundertfältig vorweggenommen; vorweggenommen in einem beständigen, klaglos ertragenen Leiden des Körpers — (und ich darf in diesem Zusammenhang vielleicht daran erinnern, daß er vor wenigen Jahren hier in seine Gedenkrede auf Thomas Mann einen Hinweis auf Schopenhauers Wort von der heiligenden Kraft des Leidens eingeflochten hat) — vorweggenommen in seiner sanften, aber unerbittlichen Weigerung, sich ärztlicher

Hilfe zu bedienen, vorweggenommen in der Paradoxie seines Daseins und Denkens, von der er sich und uns allen so vielfache Rechenschaft gegeben hat. Für diese vollzogene Vorwegnahme brauchte er den Ausdruck »jenseits des Passes sein«.

Vor sechs Jahren schrieb er mir: »Der eigentliche Sinn meiner Arbeit ist den meisten Menschen ja unbekannt oder unzugänglich; das liegt zum Teil an den vielen Paradoxien einer gleichzeitig konservativen und revolutionären Haltung, am nihilistischen Ursprung, der sich da und dort in eine Art von nihilistischem Christentum, im Nichts Alles zu finden (wiederum ein Paradox) abschattet.«

Und an anderer Stelle sagt er: »Das Ich als Ziel und Sinn ist tödlich; das hatte ich erfahren. Das Ich wird erst tragbar, wenn es eingewoben ist in die Geschichte: den geheimnisvollen Ablauf einer Entfaltung, die am Irdischen nicht gemessen werden kann. Aber diese Vollendung der Person im Auftrag kostet das persönliche Leben.«

Indem Reinhold Schneider jedoch das Opfer des persönlichen Lebens brachte, ja, vorwegnehmend auch das des Lebens schlechthin, erwarb er sich, auch das ein Paradoxon, das Recht auf dieses Persönliche zurück, und dieser Wiedergewinn fand in einer neuen elementaren Hinwendung zum Leben seinen Ausdruck.

Die Paradoxie wollte es, daß, je unverrückbarer der Tod als Hoffnung und fast als einzige irdische Hoffnung vor ihm stand, er umso leidenschaftlicher die ganze herrliche Liebesfähigkeit seiner Natur an das Leben setzte.

Etwas um sein fünfzigstes Jahr beginnt diese Entwicklung, der freilich manche Boten vorangegangen waren, sich deutlich zu machen, und bald kann, wer ihn nicht persönlich gekannt hat, sie ohne Mühe aus seinen Büchern ablesen. Das Neue

dokumentiert sich zuerst in dem 1954 erschienenen »Christlichen Protest« und beherrscht die ihm folgenden Bücher, den »Verhüllten Tag«, die »Silberne Ampel«, in der zum ersten Mal eine Liebesgeschichte erzählt wird, den »Balkon« und das letzte Buch, den »Winter in Wien«. Das mönchische Schweigen, das bisher einen undurchdringlichen Schleier über sein persönlichstes Leben gebreitet hatte, ist gebrochen. Er berichtet unbefangen von sich selbst, von seiner Heimat, Kindheit, mühseligen Jugend und verschweigt nicht den in Dresden unternommenen Selbstmordversuch. Die bezaubernde Heiterkeit, die bis dahin nur die Vertrauten an ihm gekannt hatten, kehrt sich jetzt, nicht freilich als Dominante, aber als unüberhörbare Komponente, auch dem Leser zu. Man denkt an Nietzsches Verse:

Heiterkeit, güldene, komm!
Du des Todes
heimlichster, süßester Vorgenuß!

Denn hier darf es kein Mißverständnis geben: der Tod bleibt die Grundmelodie dieses viel angefochtenen, schwermutvollen Lebens, das nun im Begriff ist, die Paßhöhe zu gewinnen, und sie bald hinter sich gelassen hat.

Nur so kann der Winter in Wien, Reinhold Schneiders letzter und vielleicht höchster Winter, verstanden werden. Man verfehlt seinen Sinn, wenn man ihn ausschließlich als Dokument eines düsteren, der vollkommenen Verzweiflung benachbarten Pessimismus nehmen will. Gewiß, es galt von Reinhold Schneider das Wort des mir heimatisch vertrauten Revaler Totentanzes, von dem er sich gern erzählen ließ:

se ik vore efter achter my,
ik vole den dot my alle tyt by.

Aber welch vielfarbige Lebensfülle strahlt in diesen Wiener Monaten vor dem dunklen Todesschwarz auf, und mit welcher Inständigkeit ist er ihr nachgegangen! Inmitten folternder Schmerzen ließ er, wie Platen sagt, seiner Liebe nichts entgehen, entschlüpfen seiner Kunde nichts. Er ist allem Zauber der zaubergewaltigen Stadt offen. Er steht vor dem, das er lange gesucht, aber zu berühren nicht gewagt hat, vor der noch aus Bruchstücken aufleuchtenden Wirklichkeit des alten Reiches, dem er die Grabschrift geschrieben hat; er hat ja den Sinn allen Unterganges ebendarin gesehen, daß »ein Dichter die Grabschrift schreibt«, und er hat diese Verklärung all dem gegeben, dem seine Liebe galt und dessen Untergang er sah — in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in einer noch verhüllten Zukunft.

In Wien zieht es ihn zu Erinnerungsstätten, Palais, Kirchen, Museen, zur Landschaft der Donau und des Burgenlandes, zu Architektur und Musik, Kaffeehäusern und Weinbeiseln, zu Menschenbegegnungen und geselligem Gespräch. Unermüdetlich ist er im Besuch der Theater, selbst die Operette fesselt ihn, wohl zum ersten Mal in seinem Leben. Er läßt sich entzücken von der Nußknackersammlung im verwaisten Hause Richard Schaukals, er beobachtet die Witterung und sieht die stacheligen Samenkugeln der Platanen im Winde schaukeln; sein Blick folgt den Meisen, Tauben, Sperlingen und Möwen, dem Wechsel der Blumen in den Schaufenstern, den Bewegungen des Schilfs am Neusiedler See. Nach seiner Gewohnheit liest er Zeitungen in sechs oder acht Sprachen und notiert sich, was ihn frappiert oder erschreckt. Immer stärker beschäftigt ihn die Naturwissenschaft, die seinen frühen und mittleren Jahren fremd war. Aber wie hätte gerade er, dem die Geschichte nichts Vergangenes war, sondern die unzertrennbare

Gesamtheit des Urzeiten, Gegenwart und Zukunft umspannenden Geschehens, er, der sich männlich allen Fragen, Bewegungen, Zweifeln und Nöten seiner Zeit stellte — am klarsten hat das dunkle Jahrzwölft es dargetan! — wie hätte gerade er an den grundstürzenden Entwicklungen vorübergehen können! Immer wieder galten seine Gedanken dem einzigen wirklich historisch relevanten Ereignis unserer Tage, dem Eintritt des Kosmos in die Geschichte unseres Planeten und der furchtbaren Aufgabe, die dieses Ereignis dem Menschen stellt: im Schweigen der unendlichen Räume den unmöglich scheinenden Einklang des Schrecklichen und der Liebe zu suchen.

So möchte ich diese Wintermonate als die eigentliche klassische Zeit in Reinhold Schneiders Leben bezeichnen. Alle Elemente seines Daseins sind gegenwärtig.

Ich täte dem Andenken des Freundes einen schlechten Dienst, wollte ich verschweigen, daß er nicht das war, was man einen Mann aus einem Guß nennt, und weder Paulus noch Luther, weder Goethe noch Bismarck oder Shakespeare ist ja ein Mann im Sinne der Gußeisenlehre gewesen. Nein, der Riß, der durch die irdische Welt geht, ging auch mitten durch seine Seele, und nie ist er dieser dunklen Fraglichkeit ausgewichen, die vom menschlichen Wesen nicht abtrennbar ist — die Theologie hat dafür die tiefsinnige Formel von der Gefallenheit der Schöpfung gefunden. Durch Reinhold Schneiders ganzes Werk zieht sich, schwermütig bedrängend, der Gedanke der Antinomie, die nur in der Transzendenz aufgehoben werden kann, der Gedanke von der Tragik der Welt, ja, von der Tragik Gottes, von der Vergeblichkeit der Geschichte und alles irdischen Tuns, das paradoxerweise dennoch dem Menschen aufgegeben ist. Diese Aufgabe hat er angenommen und

in aller Demut und Verzweiflung seiner Seele immer das Ganze der Welt gesucht, und Welt bedeutete für ihn nichts anderes als, mit den Worten des Credo gesprochen: *visibilia omnia et invisibilia* — die Summe des Sichtbaren und Unsichtbaren. So strahlte er bis in die letzten Auszweigungen seines Wesens eine zum Universalen tendierende Einheitlichkeit aus, deren Leuchtkraft keiner der gußeisernen Männer aufzubringen vermocht hätte. Er hatte manches von einem Asketen, nichts von einem Zeloten — denn wer die Tiere, die Kinder, die Landschaft, den Wein und die Dichter liebt, wie könnte der ein Fanatiker sein?

Die Liebeskraft war in ihm ebenso zentral wie seine Kraft zu radikalen Entscheidungen. Er war der treueste und liebevollste Freund, der sich denken läßt. Die Zartheit und Liebesfähigkeit seiner Natur waren ebenso groß wie die Unerschrockenheit, die er in den Jahren der Tyrannis gegenüber jenen bewährt hat, die, wie er sich ausdrückte, »nicht herrschen sollen«. Wir alle haben damals gehaßt, und manchmal haben wir gemeint, nicht leben und atmen zu können ohne unseren Haß. Er ließ unseren Haß gelten, obwohl dieser Haß uns in die Gefahr brachte, Schaden zu nehmen an unserer Seele. Er selber war nicht zum Haß geschaffen. Er konnte sich empören gleich uns, aber es war in ihm etwas wie ein Abschein Gottes, der haßlos richtet.

Er war scharf in seinem Urteil über Dinge, Vorgänge, Doktrinen, milde, was die Menschen anging, nicht nur die Verführten, sondern wohl auch die Verführer, in denen er bisweilen ebenfalls einer Verführung Erlegene zu erkennen meinte. Im Anfang unserer Bekanntschaft und Freundschaft hat mich manches seiner Urteile, etwa über schreibende Zeitgenossen, befremdet. Allmählich erkannte ich, daß da keine

Kritiklosigkeit am Werke war, denn er war kritisch. Sondern für ihn war, nach dem biblischen Diktum, »die Liebe des Gesetzes Erfüllung«, und in diese Liebe schloß er nicht nur die Menschen ein, sondern, als einen Teil ihrer Persönlichkeit, auch ihre Emanationen. Und nur, wo er der absoluten Verworfenheit begegnete, war er unerbittlich. Sonst aber hatte er jene so seltene Art der Toleranz, die nicht auf der Indifferenz basiert. Es war unmöglich, mit ihm in Streit zu geraten. In manchen Dingen hatten wir entgegengesetzte Gedanken, aber er war ja einer der wenigen Menschen, angesichts deren auch die schärfste Abweichung der Meinungen niemals auch nur den Hauch einer Animosität, ja, nicht einmal eines leisen Unbehagens hervorrufen konnte. Mit ihm war man gänzlich einig, auch wo Meinungen und Überzeugungen noch so weit auseinandergingen.

Ja, er war ein Mann der Liebe, von der er in einem seiner religiösen Gedichte gesagt hat, sie reiße ihn über Zweifelsqualen fort. Er war kein Romantiker in dem Sinne, in welchem unsere nachromantische Zeit dieses Wort braucht. Er war kein Idealist. Er war ein Realist de pur sang, der freilich nicht daran dachte, den Kreis des realiter Existenten auf das Handgreifliche einzuschränken. Er war ein Mann der Ehrfurcht vor allem Gegebenen, ein Mann ohne Vorurteile, ein Mann der Freiheit, des Gewissens, der äußersten Tapferkeit.

Es hätte sich mir nicht geziemt, mich in den Kreis der Historiker, Theologen, Literaturwissenschaftler zu drängen und den Versuch einer zunftgerechten Darlegung des von Reinhold Schneider zurückgelassenen, kaum übersehbaren und nicht auszuschöpfenden Oeuvres zu unternehmen. Wohl aber durfte ich auf ein paar Züge hinweisen, die wesentlich in das Bild dieser außerordentlichen Erscheinung hineingehören,

und damit den Boden sichtbar machen, aus dem zuletzt auch das Werk des Freundes gewachsen ist. Denn hier waren der Mann und das Werk identisch; die altgriechische Harmonie des Bogens und der Leier war verwirklicht.

Ich danke dem Ordenskapitel für die hohe, eine schmerzliche Freude involvierende Ehre, die es mir erwiesen hat, indem es mich auf den von Reinhold Schneider geräumten Platz berief. Und ich danke ihm zugleich für die mir gewährte Möglichkeit, an dieser Stelle mein Zeugnis für den unvergeßlichen Freund abzulegen.